tragen lassen. Im Fall der DDR, die sich in den 1980er Jahren ebenfalls mit der Erkrankung konfrontiert sah (in der Studie indes ausgeblendet wird), wäre dies erst noch zu prüfen. Zweitens wirkt aus Sicht des Historikers das Deutungsangebot des gesellschaftlichen AIDS-Diskurses als «Dramaturgie» – und somit als eine starre Abfolge bestimmter Phasen – allzu schematisch und unflexibel. Tatsächlich existierten (wie etwa das Lokalbeispiel Hamburg und die dynamischen Prozesse innerhalb der dortigen Schwulenszene zeigen) in einzelnen Großstädten der alten Bundesrepublik einige von Schappachs chronologischen «Ausprägungen» schon wesentlich früher, als sie die Autorin in ihrem Buch ansetzt. Drittens fehlt eine Erläuterung für den irritierenden Begriff des «Störfalls», der sich zwar im Untertitel der Arbeit findet, dann jedoch nicht mehr vorkommt.

Henning Tümmers, Institut für Ethik und Geschichte der Medizin, Tübingen (D)

Schlumbohm, Jürgen: **Lebendige Phantome.** Ein Entbindungshospital und seine Patientinnen 1751–1830. Göttingen, Wallstein Verlag, 2012. 574 S. € 34.90. ISBN 978-3-8353-1093-3

Wenn es um medizinische und soziale Fragen rund um das Gebären ging, war die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die erste grosse Zeit der Auseinandersetzungen zwischen dem traditionellen Hebammen-Handwerk und einer neuen, männlichen Geburtshilfe-Wissenschaft. Allenthalben wurden, vorab im protestantischen Europa, staatlich geförderte, öffentliche Gebärhäuser eingerichtet, meist unter ärztlicher Leitung. Sie sollten die Hebammenausbildung fördern und männliche Studenten mit den neuen Möglichkeiten der Betreuung bekannt machen. Nahezu alle Schwangeren, die sich dort anmeldeten, waren unverheiratet. Sie waren dort geschützt, wurden gratis gepflegt und entbunden, konnten die Kirchenbusse im Gebetsraum (statt peinlicherweise vor der versammelten Heimatgemeinde) ablegen. Im Gegenzug stellten sie ihren Körper für die Ausbildung zur Verfügung. Vor ihrer Niederkunft mussten sie im Haushalt des Geburtshospitals und bei der Beobachtung fortgeschrittenerer Schwangerer oder Wöchnerinnen mithelfen.

Das Accouchierhospital in Göttingen spielt in dieser Geschichte ab 1751 eine bemerkenswerte Rolle wegen seiner europaweit erstmaligen Einbindung in die Universität. Zudem war das heute noch stehende «neue Accouchierhaus» (1791) wegen seiner Grösse und Disposition mit maximal 16 Betten, Geburtszimmer, Gebetsraum, Sammlungsraum, Wohnungen für den leitenden Professor, die Haushebamme und den Verwalter und deren Familien etc. der erste geplante Neubau solcher Art.

Für den Historiker ist dieser damals so genannte «Accouchierpalast» zudem höchst interessant, als dazu ein seinesgleichen suchender Bestand ungedruckter und gedruckter Quellen existiert, bzw. vom Autor eruiert wurde. Diese stammen aus dem Hause selbst, der Universität, der Stadt- und Kirchenverwaltung Göttingen, der kurfürstlichen Regierung in Hannover bzw. London, sowie aus der wissenschaftlichen Welt: Tage- und Aufnahmebücher, Akten des Universitätsgerichts und der Städtischen Polizeidirektion, aus Pfarrarchiven und der Deutschen Kanzlei in London, Nachlässe von Professoren; dazu gibt es ein Unzahl zeitgenössischer wissenschaftlicher und polemischer Publikationen.

Alle diese Quellen hat Jürgen Schlumbohm in jahrzehntelanger Arbeit ausgeschöpft und unter nahezu vollständiger Berücksichtigung der relevanten internationalen Sekundärliteratur zum vorliegenden Buch verarbeitet.

Das Ergebnis ist nicht nur neu, es ist schlicht grossartig. Über die Göttinger Institution und ihre Patientinnen wusste man, nicht zuletzt dank Schlumbohms eigenen Publikationen, zwar schon etliches. Aber noch nie sind die Entstehung und bauliche Anlage sowie die organisatorische Ausrichtung des Göttinger «Accouchierpalasts» so im internationalen Kontext dargestellt worden; auch nicht, wie sich der leitende Professor gegenüber den Stadt-Hebammen, in der Universität und der Stadt sein Territorium erkämpfen musste. Einmalig ist sodann Schlumbohms Schilderung, wie neues, von der Frauen-Erfahrung unabhängiges Wissen geschaffen und Können weiter vermittelt wurde. Die präzisen, systematisch geordneten und vollständig erhaltenen Notate von über 3500 Patientinnen des langjährigen Direktors Johann Friedrich Osiander, seines Sohnes und des Spitalverwalters liessen sich auch quantitativ auswerten. Das ist wichtig. Ungezählte daraus ausgewählte Patientengeschichten wirken deswegen nicht als Anekdoten, sondern lassen die Feststellungen des Historikers lebendig werden: Man liest, wie sich der klinische Unterricht abspielte, wer daran teilnahm, was wem (noch nicht) vermittelt wurde, wie empfunden wurde; man erfährt über die Empfindlichkeit Osianders, über sein Streben nach dem Monopol der Armenpraxis in der Stadt, über seine Stellung als aufgeklärter Arzt im Kampf gegen weit verbreitete Vorurteile, wobei auch eigene zu Tage treten, über seine interventionistische Geburtshilfe und deren Ergebnisse.

Man liest mit zunehmender Spannung endlich die Kapitel über die Patientinnen, die ledigen Mütter, ihre Leben, Sorgen und ihre Rolle im Spital, dessen Vor- und Nachteile für sie. Man liest über verstorbene Mütter, Mütter ohne Mann, über Kinder ohne Vater, unerwünschte Kinder, tote und wiederbelebte Kinder, den Nutzen der Toten, die Sorge für die Überlebenden. Man merkt die kulturelle Distanz zwischen Patientinnen und deren Betreuern (und zum Teil deren Schwängern). Man liest von der repressiven Sozialpolitik, deren Opfer diese Frauen waren. Das Ganze ist versehen mit einem hundertseitigen wissenschaftlichen Anhang.

Dieses klar und gut geschriebene, wissenschaftliche Buch ist unentbehrlich für alle an der Geschichte der Frau, der Geburt, der Medizin und Gesellschaft in der Aufklärungszeit Interessierten. Trotz seiner Länge von 475 Seiten Haupttext werden sie es nur ungern zur Seite legen und werden wieder und wieder darin blättern; denn es lässt einen eintauchen in eine ferne, vergangene Welt. Oder ist sie doch nicht ganz vergangen? Das weitet den potentiellen Leserkreis aus auf alle Neugierigen; denn wie der Klappentext es ausdrückt: «[Es] blitzen zugleich Konfliktlinien auf, die von bestürzender Aktualität scheinen.» Ich füge hinzu «... und die es auch sind».

Ulrich Tröhler, Institut für Sozial- und Präventivmedizin, Bern (CH)